

Brennpunkt

Lehre als Erfahrungsraum

„Die Uni lehrt uns, wie wichtig es ist, zu Beginn des Unterrichts den Lernenden die Ziele der Stunde mitzuteilen. In der Unterrichtspraxis im Fach Sport kann ich das jedoch so gut wie nie beobachten.“ So oder so ähnlich lesen sich Ergebnisberichte von Lehramtsstudierenden im Rahmen des Praxissemesters. Dieses findet an der Uni Jena in der Regel im 5. oder 6. Semester statt. Neben dem Sammeln eigener Unterrichtserfahrungen dient es auch der theoriegeleiteten Reflexion der Beobachtungsergebnisse mit dem Ziel, Schlussfolgerungen für eigenes unterrichtliches Handeln zu generieren.

Getreu den Worten Johann Wolfgang von Goethes „Es ist nicht genug zu wissen, man muss auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muss auch tun“ versucht die universitäre Lehrer*innenbildung seit jeher Theorie und Praxis irgendwie zu verbinden. Sie vermittelt in viele Spezialgebiete aufgeteiltes Wissen, zeigt ggf. deren Praxisrelevanz auf, integriert Übungen und Praktika zum Sammeln von Erfahrungen in das Studium und hofft auch darauf, dass die 2. Phase dann verstärkt das inzwischen angehäuften Wissen passend zur Anwendung bringen möge.

Aber wann und wodurch geht Wissen in Erfahrung auf? Oder wandelt sich Erfahrung in Wissen um? Passt vielleicht beides oder nichts davon? Und auf das Eingangszitat zurückkommend: wann verringert sich universitäres (didaktisches) Wissen und in der 2. Phase erarbeitetes Können im hochkomplexen Alltagsgeschäft schulischen Agierens wieder und warum?

Diese Fragen, so nehme ich an, sind so alt wie die universitäre Bildung angehender Lehrer*innen selbst und bis heute nähern wir uns deren Beantwortung nur an. Diesbezüglich inspirieren die Gedanken von Neuweg (2005), der Erfahrung, Wissen, Reflexion und die Persönlichkeit als Bedingungen dafür ansieht, pädagogische Könnerschaft zu erreichen. Greifen wir an dieser Stelle nur einen Teilaspekt seiner Ausführungen zur Reflexion heraus: Hochschullehre selbst sieht er als ein Erfahrungsfeld, in dem Wissen von Persönlichkeiten reflektiert wird. Daraus folgt: Vorlesungen, Seminare, Übungen, Praktika – sie alle vermitteln nicht nur Wissen und führen es zusammen, sie ermöglichen lernwirksame Erfahrungen als Basis eigenen pädagogischen Könnens.

Fragt man Studienanfänger*innen nach ihren Initialzündungen für die Berufswahl, wird deutlich, dass bestimmte Lehrer*innen und vor allem deren Handeln dabei eine Rolle spielten, positiv wie negativ. So ist es auch nur natürlich, dass – einmal die Brille der angehenden Lehrkraft durch die Studienwahl aufgesetzt – die Lehrveranstaltungen während des Studiums von den Studierenden kritisch hinterfragt werden. Das Wie einer Lehrveranstaltung wird dabei ebenso wichtig wie das, was vermittelt wird. Wenn bestimmte didaktische Vorgehensweisen immer wieder erfahren werden, dieses Vorgehen bewusst und kritisch reflektiert und so in den eigenen Erfahrungsschatz integriert wird, ist der Wissensvermittler gleichzeitig Modell des von ihm Vermittelten und zwar ein überzeugendes. Demnach müssen die Lehrveranstaltungen in ihrer didaktischen Gestaltung all das berücksichtigen, was als Wissen an die Hand gegeben werden soll, um passende, einer lerneffizienten Verarbeitung zugängliche Erfahrungen zu initiieren. Tun wir das immer? Haben wir das im Blick?

Aber wie gesagt, das ist nur ein Aspekt von mehreren, einer, bei dem man bei sich selbst anfangen könnte ...

B. Haupt

Barbara Haupt
Mitglied des Redaktionskollegiums



Barbara Haupt

Literatur

Neuweg, G. H. (2005). Emergenzbedingungen pädagogischer Könnerschaft. In H. Heid & C. Harteis (Hrsg.), *Verwertbarkeit. Ein Qualitätskriterium (erziehungs-)wissenschaftlichen Wissens?* (S. 205-228). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.